

Das neue Afghanistan

Die Taliban waren Guerillas, nun sollen sie einen Staat führen. Kann das gutgehen? – Eindrücke aus drei Wochen im Land.

ANDREAS BABST (TEXT),
JOHANNA-MARIA FRITZ (BILDER), KABUL

Als die Taliban auf Lashkar Gah vorrückten, hatte Deen Muhammad Deendar die vielleicht beste Geschäftsidee, die man haben kann, wenn der eigene Staat gerade erobert wird: Deendar kaufte sich eine Siebdruckmaschine. Als die Taliban Mitte August die Hauptstadt der Provinz Helmand im Süden Afghanistan einnahmen, war Deendars Flaggen-Manufaktur bereit. «Heute sind wir einer der grössten Flaggen-Hersteller im Land», sagt der 33-Jährige. Er führt eigentlich einen Mobiltelefonladen. Aber gerade fehlt ihm die Zeit dafür, das Geschäft mit den Flaggen läuft zu gut. Deendar hat einen Raum gemietet, in dem die afghanische Regierung früher Identitätskarten ausstellte, an der Wand kleben Tapeten in den Farben der alten Republik, und im Raum hängen Taliban-Flaggen wie Bettlaken über einer Leine zum Trocknen.

Die Flagge des neuen Emirats der Taliban ist simpel: weisser Stoff, darauf das islamische Glaubensbekenntnis in Schwarz. Manche Afghanen haben sich selber eine gemalt. Manche hängen sich nur ein Stück weissen Stoff ans Haus, hissen Flaggen auf ihrem Marktstand, schmücken ihr Fahrrad mit Wimpeln. Findige Händler wie Deendar überfluten das Land mit Fahnen, er schickt Autos los vom Süden Richtung Kabul – ihr Kofferraum voller Fahnen, sie verkaufen sie auf dem Weg. Pro Minute produzierten seine Leute eine Fahne, sagt Deendar. Es flattern so viele weisse Fahnen in Afghanistan, dass es manchmal wirkt, als müssten sie das Emirat zusammenhalten. Eine Art Gemeinschaftsgefühl erzwingen.

Drei Wochen sind wir durch Afghanistan gereist. Der Krieg ist vorbei, die Sturmgewehre lehnen wie Regenschirme in den Büros, welche die Taliban bezogen haben. Krieger versinken jetzt in weichen Sofas oder hinter riesigen Schreibtischen. Man erkennt sie leicht, diese neuen Taliban-Bürokraten, sie haben sich einen Kugelschreiber in die Brusttasche gesteckt. Zwei Monate nach der Eroberung Afghanistans basteln die Widerstandskämpfer von einst einen Staat. Aber was für ein Staat wird das neue Afghanistan?

Beste Abnehmer von Deendars Flaggen sind die Taliban selber. Hinter ihren riesigen Schreibtischen befinden sich die Flaggen mit schweren Sockeln, staatstragend, zu einem Preis von umgerechnet 13 Franken. Auf dem Schreibtisch die kleinere Kopie, Flagge mit Minisockel, 1 Franken 50.

Aufpasser oder Tee

Hafiz Hamdullah passt so genau auf wie noch kein Taliban-Aufpasser vor ihm, er äugt in die Kamera, damit kein unerlaubtes Foto gemacht wird. Hamdullah arbeitet als Aufpasser im Informationsbüro der Provinz Helmand. Wer als ausländischer Journalist derzeit in Afghanistan reisen will, bekommt einen Brief des Informationsministeriums in Kabul.

In jeder Provinz müssen wir uns beim entsprechenden Informationsbüro anmelden. Manchmal erhält man da einen neuen Freibrief, manchmal einen Begleiter wie Hamdullah. Manchmal nur Tee, weil gerade niemand da ist.

Hamdullah sagt von sich, er habe einen guten Humor. Er besitzt ein ansteckendes Lachen. Man könnte fast vergessen, dass er ein Killer ist. Hamdullah war in den vergangenen Jahren verantwortlich für die gezielten Tötungen in Lashkar Gah. Erst im Frühling ermordeten Taliban dort eine Polizistin und ihren Ehemann. Wir sprechen über seine Familie, er ist 27 und hat zwei Frauen.

«Hafiz, hat man als Mujahedin überhaupt Zeit für zwei Frauen?», frage ich.
«Ich habe drei Kinder gezeugt.» Er lacht.

«Vermisst du das Kämpfen?»
«Mein Jihad ist nicht nur ein militärischer. Dieses Land wieder aufzubauen, das ist jetzt mein Jihad. Hat sich Afghanistan verändert, seit du das letzte Mal hier warst?», fragt Hamdullah.

«Die Strassen scheinen heute sicher», sage ich.

«Ja, früher hattet ihr Journalisten Angst vor uns. Zu Recht. Wir wussten immer genau, wo ihr seid.»

«Was wäre passiert, wenn du uns an einem eurer Checkpoints erwischt hättest?» Es ist eine vorsichtige Frage, viele Taliban sind irritiert, wenn es ein wenig persönlicher wird. Aber wir plaudern gerade so gut.

«Wahrscheinlich hätten wir euch umgebracht. Wir haben nicht zwischen Soldaten und euch unterschieden. Manchmal haben wir auch gezielt Journalisten getötet.»

Hamdullah führt uns ins Gericht von Lashkar Gah. Er will zeigen, wie die Justiz im neuen Staat funktionieren soll. Schnell soll sie vor allem sein. Es wäre eine Verbesserung zum alten Afghanistan, wo sich Verfahren oft viel zu lange hinzogen und manchmal jedes Rädchen im Justizsystem mit Geld geschmiert werden musste.

«Die unterste Instanz braucht für einen Entscheid nur einen Tag», sagt Mawlavi Abu Sayeed, er ist der Provinzrichter in Helmand. «Ich brauche maximal fünfzehn Tage. Wenn jemand mit dem Urteil nicht zufrieden ist, kann er es weiterziehen ans höchste Gericht in Kabul.» Die Taliban bauen eine dreistufige Justiz: Jeder Distrikt hat ein Gericht, die zweite Instanz ist das Provinzgericht, das höchste Gericht, das Stara Muhkama, ist in Kabul. Militärjustiz findet separat statt.

Sayeed sitzt an einem Stubentisch aus Glas, auch er hätte eines dieser riesigen Holzpulte, aber das höchste Gericht in Helmand befindet sich im Moment nur einige Zentimeter über dem Boden. Auf der Glasplatte liegen Bücher voller Hadithe, überlieferter Aussprüche des Propheten Mohammed. Mit ihnen will Sayeed Recht sprechen. «Wir werden uns strikt an die Scharia halten. Zum Beispiel, wenn zwei Personen Ehebruch begehen, dann wird es die Todesstrafe



Der Besitzer einer Flaggenfabrik, Deen Muhammad Deendar, beim Zuschneiden des Stoffes in Lashkar Gah.



Im Palast des ehemaligen afghanischen Vizepräsidenten Abdul Rashid Dostom sind jetzt Taliban-Kämpfer einquartiert.

und Steinigung geben», sagt er. Bisher hat er keine dieser Strafen gesprochen. In Herat haben die Taliban die blutige Leiche eines angeblichen Entführers an einen Kran gehängt.

Viele andere Räume des Gerichts sind staubig und verwaist. Das Gericht in Helmand gleicht so vielen Regierungsgebäuden im ganzen Land, alle wirken überstellt und leer zugleich. Überstellt mit Büromöbeln, aber ohne Leben, weil jene, die in ihnen arbeiteten, kaum mehr zurückkommen und jene, die sie eroberten, nicht wissen, was sie mit ihrer Beute anfangen sollen.

Also dekorieren die Taliban alles mit Flaggen. Sie werfen sie über Werbeaufsteller. Sie kleben sie an die Wand. Und doch sind ihre Büros wie frisch bezogene WG-Zimmer, manchmal hat der Vormieter noch etwas zurückgelassen: einen Nato-Orden, einmal eine Unicef-Auszeichnung. Das Gericht in Helmand haben die Amerikaner gebaut, das Verwaltungsgebäude in Kunduz beispielsweise die Schweden und die Italiener.

Vor all diesen Regierungsgebäuden versperren ein Schlagbaum oder Stacheldraht den Eingang. Davor warten die Frauen. Keine wird hineingelassen.

Cool Cola statt Coca-Cola

Die Lagerhalle in einem Aussenquartier von Kandahar ist so gross, dass die Hunderte Wasserflaschen in ihrer Mitte ziemlich verloren wirken. «Hier war einmal alles voll», sagt Sudais Khan, er läuft durch die fast leere Lagerhalle. Die letzten Flaschen Cool

Cola stehen in der Ecke, sonst ist nur noch Wasser da. Sudais Khan ist 21, er ist seit zwei Jahren CEO der Getränkefirma Etihad, sein Onkel hat sie gegründet, dieser ist im Ausland. Ihr Verkaufschlager Cool Cola sieht aus wie Coca-Cola, sie haben ziemlich unverfälscht das weltberühmte Logo exakt kopiert.

Khan hat schon viel ausgehalten in seiner kurzen Zeit als CEO. «Rund um die Firma wurde gekämpft. Manchmal waren ich und die Arbeiter in der Fabrik eingesperrt. Aber wir haben nicht aufgegeben», sagt er. Nun muss er vielleicht bald doch aufgeben, die Getränkefirma verdiene nichts mehr. «Es lief schon vorher schlecht, jetzt sind wir in der Krise», sagt er. Es ist nicht so, dass niemand mehr Durst hat in Kandahar. Aber Khan fehlt der Strom, wegen der Dürre in Afghanistan produziert der Staudamm im nahen Helmand nicht mehr genug. Die Taliban müssten Strom im Ausland kaufen, in Zentralasien türmen sich aber laut dem «Wall Street Journal» bereits die unbezahlten Rechnungen, wahrscheinlich werden Länder wie Turkmenistan und Tadschikistan ihre Stromexporte nach Afghanistan bald stoppen.

In Kandahar haben die Menschen noch wenige Stunden Strom am Tag, viele helfen sich mit Generatoren. Aber das Benzin kostet ein Vielfaches des früheren Preises, und Importe kommen nicht über die Grenze. Ein Rohstoffhändler in Kandahar sagt, die Vorräte im Land dürften bald aufgebraucht sein.

«Wir werden uns strikt an die Scharia halten. Wenn zwei Personen Ehebruch begehen, dann wird es die Todesstrafe und Steinigung geben.»

Mawlavi Abu Sayeed
Provinzrichter in Helmand



Flaggenverkäufer in Kandahar.



Der Vorsitzende des Kandaharer Industriedepartementes, Sayed Hafiz Khalil Ahmad, in seinem Büro.

An die Spitze des Kandaharer Industriedepartementes hat der neue Taliban-Gouverneur einen der ihren gesetzt. Sayed Hafiz Khalil Ahmad, 34, schätzt, wie viele Fabriken in seinem Industriepark noch fast ohne Strom funktionieren: «Beinahe zwei Drittel», sagt er, tatsächlich sind es weniger. Ahmad sagt: «In der alten Regierung gab es viel Korruption. Aber wir wählen die Leute entsprechend ihren Fähigkeiten für die Posten aus.»

Ahmad war zwei Jahre lang verantwortlich für das Spesenbüro der Taliban, Sektion Süden, das Taliban-Finanzdepartement hatte das Land zweigeteilt. Die Taliban hatten in den von ihnen kontrollierten Gebieten wohl nach 2014 angefangen, eine Schattenbürokratie aufzubauen. Eine Milizbürokratie aus Kämpfern, die Steuern erhoben, Schulen regulierten, mit Hilfsorganisationen verhandelten. «Wir hatten nicht das Geld und die Zeit, um den Menschen wirklich zu dienen. Jetzt bauen wir eine professionelle Regierung», sagt Ahmad.

Die Taliban-Bürokratie bleibt eine Blackbox, die Taliban geben nicht gerne Einblick. Fest steht aus Gesprächen: Für einen Posten, egal auf welcher Hierarchiestufe, bewirbt man sich nicht, man wird bestimmt. Die Taliban würden ihre eigenen Leute am besten kennen und für sie die richtige Aufgabe finden, schliesslich hätten sie alle zusammen gekämpft, erklärt ein Kommandant.

Die Taliban bauen in Afghanistan eine Waffenbrüder-Bürokratie. In fast allen Departementen und Ministerien

sitzt nun ein Talib an der Spitze. Den allermeisten fehlt es an einer entsprechenden Ausbildung. Während dreier Wochen fragen wir die Taliban hinter den riesigen Schreibtischen, was sie früher gemacht hätten und was sie für ihren Posten qualifiziere. Ahmad sagt, er habe nicht nur die religiöse, sondern auch die reguläre Schule besucht, ausserdem spreche er Englisch auf Level 3. Die überzeugendste Antwort hat der stellvertretende Direktor von Kandahars grösstem Gefängnis parat; er sass selbst fünf Jahre in Bagram, dem amerikanischen Foltergefängnis nahe Kabul: «Ich weiss, wie es sich anfühlt, ein Gefangener zu sein.»

In fast allen Regierungsbüros finden sich auch Beamte, die schon unter der alten Regierung gearbeitet haben. Meist tragen sie ein gequältes Lächeln im Gesicht und sprechen nur leise mit Journalisten. Sie sind einfach wieder zur Arbeit gekommen nach dem Fall Afghanistans, sie brauchen ihren Job, sie halten auch jetzt daran fest, obwohl kaum einer von ihnen Lohn erhält. Einer in Ahmads Industriedepartement erzählt, die Taliban hätten Mitte August alle Beamten entlassen, sie hätten gesagt, sie würden das Departement jetzt allein führen. Zwölf Tage später erhielt der Beamte einen Anruf, er solle zurückkommen, nichts funktioniere mehr.

Die Cool-Cola-Fabrik lieferte die Wasserflaschen für die alte Provinzregierung in Kandahar. Diese hatte Schulden bei der Firma, auch die Taliban haben den fehlenden Betrag noch nicht bezahlt. Einen neuen Staat zu bas-

teln, ist teuer. Das Geld des Internationalen Währungsfonds ist eingefroren, die Reserven der alten Regierung nur teilweise verfügbar, die internationale Gemeinschaft will Hilfsgelder an Bedingungen knüpfen. Im Informationsbüro in Kandahar gibt es keine neuen Wasserflaschen mehr, sie füllen die alten mit Leitungswasser auf.

Der Krieg ist nicht vorbei

Der Kommandant hockt in einem dunklen Raum in einem Polizeiposten in Kandahar, er bleibt namenlos, weil er sich nie vorgestellt hat. Wir wurden verhaftet, weil wir Fotos von Frauen in Burkas gemacht haben. Das Bein des Kommandanten ist schwarz verbrannt, der Arm eingepipst und nutzlos, der Bart bedeckt fast das ganze Gesicht. Der Krieg ist vorbei, aber nicht in seinem Körper, nicht in diesem Raum. Vor ihm liegen meine Briefe: Einladung vom Informationsministerium in Kabul, Freibrief von seinem Kollegen in Kandahar, das Informationsbüro ist nur ein paar Autominuten entfernt. Er schnippt die Briefe weg. Das reiche nicht, und: «Wir sind hier nicht in Kabul.»

Der Kommandant fixiert mich, fast eine Stunde lang. Er verhört, er spottet, er schimpft. Der Raum schwimmt in Hass und Überheblichkeit des Kriegsgewinners. Die jungen Männer neben ihm lachen auf Kommando.

Man kann als Journalist in Afghanistan so viele offizielle Briefe besitzen, wie man will. Die Taliban haben jahre-

**Für einen Posten,
egal auf welcher
Hierarchiestufe,
bewirbt man sich nicht,
man wird bestimmt.**

zu verlegen – Kunstrasen und darauf riesige Aquarien, aus denen Zierfische glotzen. Neben dem Eingangsbereich: ein opulenter Indoorgarten. Zarqawi lebt im Haus des ehemaligen afghanischen Vizepräsidenten Abdul Rashid Dostom. Zarqawis Kommandant hat die Villa mit seinen Kämpfern besetzt. Zarqawi ist 26, und so ein Haus hatte er noch nie gesehen, bevor er und seine Kameraden in die Hauptstadt einmarschierten. «Es ist schön. Verglichen mit meinem Zuhause ist es grossartig.» Zarqawi stammt wie viele Taliban aus dem ländlichen Afghanistan. Sie sind nun in Afghanistans Städten, und sie fragen sich, ob sie wohl bleiben werden. Ihr Kommandant hat seine Familie hergeholt, auf dem Kunstrasen spielen Kinder.

Zarqawi würde gerne irgendwann heimkehren in sein Dorf. Er weiss nicht, wann es so weit ist. «Wir folgen den Befehlen unseres Emirs, wir gehen, wohin er will», sagt Zarqawi. Viele Kämpfer antworten so oder ähnlich, wenn man sie nach den Plänen für ihre Zukunft fragt. Als hätten sie sich gar nicht ausgemalt, was kommt, wenn der Krieg gewonnen ist. In Häusern, die nicht ihnen gehören, warten sie hörig darauf, dass das neue Afghanistan irgendwann fertig gebaut ist.

Die Kämpfer in der Villa sind Teil der neuen Generation von Taliban, sie haben nur Geschichten aus dem alten Emirat gehört, Zarqawi kann sich nicht daran erinnern. Sie haben ein Smartphone, sie bezahlen für mobile Daten, weil das WLAN in der Villa nicht funktioniert. Sie tummeln sich in sozialen Netzwerken, und während die Welt sich fragt, ob sich die Taliban geändert haben, wollen diese Taliban wissen, was die Welt über sie denkt. Es ist eine Generation von etwas ratlosen jungen Männern. Manchmal vergisst man fast, was der Krieg mit ihnen angestellt hat. Und wie schnell ihre Freundlichkeit etwas Düsternem Platz macht.

Was ist wahr, was ist Lüge?

Ein letztes Büro, ein Besuch noch in Kabul, beim Chef des nationalen Fernsehsenders RTA: Atiqullah Aziz, 45, auch er ein Talib. Ein Versuch noch, zu verstehen, was die Taliban mit dem Staat anstellen werden, den sie erobert haben.

Als Kabul gefallen war, liess sich ein Talib in einer Nachrichtensendung von einer Moderatorin interviewen – nur zwei Monate später ist wenig zu spüren vom scheinbaren Fortschritt. Laut dem «Committee to Protect Journalists» hat RTA zwei seiner Nachrichtensprecherinnen daran gehindert, zur Arbeit zu kommen. Die Journalistinnen sagen, sie hätten das Gebäude des Senders nicht betreten dürfen. «Wir haben keiner unserer Sprecherinnen gesagt, sie solle nicht kommen», sagt Aziz, er wünsche sich Frauen im Fernsehen.

Aziz ist aalglatt, wie so viele seiner Kollegen, es ist schwierig, zu unterscheiden, was wahr ist und was eine Lüge fürs internationale Publikum. Wenn er eine Frage nicht beantworten will, verweist er in eine vage Zukunft, als würde sich die Frage dann gar nicht mehr stellen.

Vor zwei Wochen hat Aziz sein Amt angetreten. Er hat eine recht konkrete Vorstellung davon, welchen Journalismus er will. «Wir werden definitiv kritisch sein», sagt er. Kritische afghanische Journalisten wurden in den vergangenen Wochen in Kabul verhaftet und verprügelt. Bedauernswerte Ausnahmen, sagt Aziz, das Emirat werde die Fälle untersuchen. «Einige Journalisten brechen aber die Regeln», sagt Aziz.

Die Regeln sind: Über nichts berichten, was den Taliban nicht berichtenswert erscheint. Ein lokaler Journalist sagt, es gebe rote Linien, wer sie überschreite, müsse mit Konsequenzen rechnen.

Vielleicht ist das das neue Afghanistan: ein Staat der roten Linien. Die Versprechen der Taliban sind verblasst. Bildung für Frauen soll weiter möglich sein, aber erst, wenn es die Infrastruktur erlaubt. Eine inklusive Regierung aller Stämme soll das Land führen, aber erst, wenn die paschtunische Übergangsregierung durchgeht hat. Es ist Afghanistans Erst-wenn-Zukunft, die vielleicht niemals kommen wird.

Die roten Linien aber werden mehr und dicker werden.

lang nach ihren eigenen Regeln gelebt und diese mit Gewalt durchgesetzt. Ihre Fraktionen wurden zusammengehalten von der Aussicht, Afghanistan zu erobern. Jetzt ist es geschehen, und die Männer auf dem Polizeiposten in Kandahar wissen um den Wunsch ihrer Führer in Kabul nach internationaler Anerkennung. Aber es scheint ihnen egal. Es sind jene Krieger, von denen sich die Menschen in Afghanistan fürchten. Die grimmigsten der Taliban haben die Polizeiposten übernommen.

Die Welt stellt sich in diesen Tagen des Umsturzes in Afghanistan immer wieder die gleiche Frage: Haben sich die Taliban geändert? Im besten Fall wird ihr Emirat eine Art islamistischer Staat mit modernem Anstrich, ähnlich wie Iran – mehrere Taliban-Führer in Kabul haben diese Vision. Im schlechtesten Fall wird das Emirat wie in den neunziger Jahren ein mittelalterlicher Polizeistaat. Nach einer Stunde im Verhörraum erreichen wir den richtigen Mann im Informationsbüro am Telefon, wir dürfen gehen. Wir haben die Männer auf dem Polizeiposten nicht getraut zu fragen, wie sie sich das neue Emirat vorstellen. Ich glaube zu wissen, wie sie geantwortet hätten.

Warten, bis der Staat fertig ist

In Kabuls angesagtestem Viertel schläft Najib Ullah Zarqawi auf Kunstrasen. Irgendjemand hielt es einst für eine gute Idee, die grünen Plastikhalme im gesamten Eingangsbereich der Villa